

MSG Moderne Stadtgeschichte, Bd. 56/2 (2025), 105-129

DOI: <https://doi.org/10.60684/msg.v56i2.102>

Henrik Eßler

*Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf*

**Grenzerfahrungen.  
Eine Sinnesgeschichte der Großstadt am Beispiel  
von Altona und St. Pauli im frühen 20. Jahrhundert**

MSG Moderne Stadtgeschichte

ISSN: 2941-6159 online

<https://moderne-stadtgeschichte.de>

Dieses Werk steht unter der [Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/).

Bei den Abbildungen sind eingeschränkte Lizenzformen möglich, Weiternutzungsrechte sind gesondert abzuklären.

© Henrik Eßler 2025



Henrik Eßler

## **Grenzerfahrungen. Eine Sinnesgeschichte der Großstadt am Beispiel von Altona und St. Pauli im frühen 20. Jahrhundert**

*"Brightness and noise from every window. Saxophone music, an out-of-tune organ, the whine of a violin. The smell of hot sausages mixed with a greasy haze of lard and mashed potatoes." This is how Altona's city archivist Paul-Theodor Hoffmann described his former home in retrospect. Where Hamburg and the then-Prussian Altona bordered on each other, a peculiar urban milieu emerged at the turn of the 20th century, which can be described as a 'heterotopia' in a Foucaultian sense. The mixture of amusement, exoticism, and proletarian lifestyle had a simultaneously fascinating and repulsive effect on bourgeois observers.*

*Their reports and memories are testimonies to ephemeral impressions that have long been neglected in historiography: acoustic, visual, olfactory, or even haptic and gustative experiences. The article describes how sensory-emotional perceptions of the border area contributed to the construction of the urban heterotopia. In doing so, it will draw on reportages, memoirs, and testimonials, which are determined by an external perspective, but also occasionally include residents' experiences as reflected in exemplary egodocuments.*

### **1. Einleitung**

„Dicht beim Hafen, auf dem Geestrücken des Hamburger Berges, lockt Sankt Pauli, Hamburgs lustige Vorstadt, Dorado und Traum aller Seefahrenden, eine bunt flimmernde, tanzende, betrunkene, halbverschattete Wirklichkeit“, notierte Paul-Theodor Hoffmann in seinen 1948 veröffentlichten Lebenserinnerungen: „Große, wie schimmernder Alabaster illuminierte Bierpaläste wechselten mit Vergnügungslokalen, die von roter, blauer, grüner Flammenschrift leuchteten. [...] Und aus allen Lokalen Musik von ‚Künstlerkapellen‘, Jazzbands und Akkordeons, die das internationale Sprachendurcheinander übertönten“.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Paul-Theodor Hoffmann, Mit dem Zeiger der Weltenuhr. Bilder und Erinnerungen, Hamburg 1948, S. 205 f.

Die Beschreibungen des früheren Altonaer Stadtarchivars geben einen bildhaften Eindruck seiner zeitweiligen Heimat. Seien es die ungewohnte Lichterpracht, die fremdartig erscheinenden Klänge oder die temporäre Gleichzeitigkeit, mit der die zahlreichen Eindrücke ihn geradezu überrumpelten – Hoffmanns zwischen Faszination und Vorbehalt changierenden Berichte zeichnen sich vor allem durch eine Betonung der sinnlichen Eindrücke aus. Sie verweisen darauf, dass unsere Wahrnehmung urbaner Räume maßgeblich von visuellen, akustischen, olfaktorischen, gustativen und haptischen Reizen bestimmt wird. Gemeinsam synthetisieren sie ein spezifisches „Bild der Stadt“, wie Peter Payer im Rückgriff auf den Ethnologen Jens Wietschorke herausgestellt hat.<sup>2</sup>

Dementsprechend soll es im Folgenden weniger um eine „Geschichte der Sinne“ gehen als um eine Geschichte der Großstadtwahrnehmung, die sich auf die vielfältige Bedeutung der sensorischen Erfahrung richtet und diese reflektiert. Bereits 2012 hat Daniel Morat in dieser Zeitschrift dafür plädiert, den Sinnen im Rahmen einer integrierten Erfahrungsgeschichte der Stadt mehr Raum zu geben: „Sinnesgeschichte sollte [...] nicht als weitere Bindestrichgeschichte neben Politik-, Sozial- oder auch Stadtgeschichte verstanden werden, [...] sondern als Zugangsweise zu allen möglichen geschichtlichen Phänomenen“.<sup>3</sup> Zu den Potenzialen einer solchen Herangehensweise gehöre beispielsweise, Transformationsprozesse im urbanen Raum sichtbar zu machen, welche sich häufig über die Veränderungen ihrer sensorischen Regimes beschreiben ließen.

Als solche kann man die Herausbildung eines großstädtischen Raumes charakterisieren, der schon von den Zeitgenoss\*innen als außergewöhnliches Quartier empfunden wurde: Es geht um das Grenzgebiet zwischen dem Hamburger Stadtteil Sankt Pauli und dem lange Zeit eigenständigen Altona. Obwohl beide Städte bereits an der Wende zum 20. Jahrhundert buchstäblich zusammengewachsen waren, wurde der preußische Nachbar erst mit dem Groß-Hamburg-Gesetz von 1937 der Hansestadt eingemeindet. Im Straßenbild war dies jedoch kaum noch zu erkennen, lediglich einzelne Grenzpfosten und die kleinen Zollhäuschen erinnerten an den Übergang zwischen den beiden Territorien.<sup>4</sup> Schon im 19. Jahrhundert hatte sich in diesem hafennahen Viertel ein eigenständiges urbanes Milieu entwickelt, dessen Mischung aus Vergnügung, Exotik und proletarischer Lebenswelt aus bürgerlicher Sicht fremdartig erscheinen musste.

<sup>2</sup> Peter Payer, Stadtverwaltung um 1900. Zur Sinnesgeschichte von Wien, in: Ders. (Hrsg.), Wien – die Stadt und die Sinne: Reportagen und Feuilletons um 1900, Wien 2016, S. 263–308, hier S. 269.

<sup>3</sup> Daniel Morat, Die Stadt und die Sinne. Sinnesgeschichtliche Perspektiven auf Urbanisierung und Großstadterfahrung, in: IMS 43:2, 2012, S. 23–27, hier S. 25.

<sup>4</sup> Zur Altonaer Stadtgeschichte vgl. Holmer Stahncke, Altona. Geschichte einer Stadt, Hamburg 2014, S. 303–307.

Am westlichen Ende der Reeperbahn mündete das Hamburgische Vergnügungsviertel unmerklich in Altonaer Gebiet, wo die Straßenbenennung noch auf die einstige Gewerbefreiheit hindeutete. Inzwischen lockte die „Große Freiheit“ in erster Linie mit einer Befreiung von bürgerlicher Sittsamkeit und der Befriedigung sinnlicher Gelüste. Charakteristisch für die Erfahrung dieses Mikrokosmos sind wiederum die Schilderungen Hoffmanns: „Aus dem breiten Boulevard der Reeperbahn ging es in die lockende und bedrohliche Enge der Altonaer Vergnügungsstraße. Quer über die Gassenseite bunte Laternen, Plakate, Lichtfanfaren in allen Farben. Aus jedem Fenster Helligkeit und Lärm. Saxophonmusik, eine verstimmte Orgel, Gewimmer einer Geige. Geruch von heißen Würstchen, gemischt mit einem Fettdunst von Schmalzgebackenem und Kartoffelpuffern. Grell geschminkte Frauen im Strom einer buntscheckigen, sensationsgierigen Menschenmenge aller Zonen. In goldglänzender, faszinierender Lichtreklame erstrahlte [...] das Chinesenkafee. [...] Unaufhörlich raste die Kapelle. Auf der Tanzfläche drängten sich die Paare; [...] Dumpfheit der Atmosphäre [...] lagerte wie ein Dunstgebilde über allem. Draußen auf der Straße das gleiche Bild. Triebhafte Menschenmasse kreiste wie ein Mottenschwarm um das Licht“.<sup>5</sup>

Licht und Dunkelheit, Dunst und Gerüche, Lärm und Musik – die visuellen, olfaktorischen und auditiven Reizungen stechen in Hoffmanns literarischer Verarbeitung besonders hervor. Mit den sich drängenden Paaren in der Enge der Straße scheinen jedoch auch Berührung und Tastsinn auf, ebenso wie der Geschmacksinn, vermittelt über die kulinarischen Verlockungen der zahllosen Angebote. Zugleich wird mit der Körperlichkeit der Erfahrung die enge Verbindung von Sinneswahrnehmung und Emotion deutlich. Das affektive Spannungsfeld von lustvoller Exotik und erotischer Anziehungskraft auf der einen Seite und bedrohlichem Durcheinander auf der anderen ist geradezu typisch für die Beschreibungen bürgerlicher Besucher\*innen dieser Zeit.

<sup>5</sup> Hoffmann, Weltenuhr, S. 207.



**Abb. 1:** Nachtbeleuchtung in der Großen Freiheit. Fotografie, Emil Puls, 1920er Jahre. SHMH-Altonaer Museum, Inv.-Nr. AB10077-961. CC BY-NC-ND.

Wie Silke Fehleemann und Sabine Mecking betont haben, nehmen sinnliche Eindrücke als „verkörperte Erfahrungen“ eine zentrale Rolle in individuellen und kollektiven Erinnerungsprozessen ein.<sup>6</sup> Zugleich ist die sensorische Wahrnehmung von zeitlichen, kulturellen und sozialen Kontexten geprägt, aber auch vom sozialen Status oder Geschlecht der betreffenden Person. Auf die Historizität solcher Sinnesregime hat der französische Historiker Alain Corbin bereits frühzeitig hingewiesen. Jüngere Forschungen verstehen diese „Einübungs- und Gebrauchsweisen“<sup>7</sup> der Sinne stärker als körperlich-emotionale Praktiken, die sowohl eine strukturierende als auch eine disziplinierende Komponente beinhalten. Ob wir Klänge, Gerüche oder Berührungen als wohltuend oder abstoßend empfinden, ist demnach abhängig von unserer Sozialisation, internalisierten Gewohnheiten, Erfahrungen und Moralvorstellungen.<sup>8</sup>

<sup>6</sup> Silke Fehleemann/Sabine Mecking, Editorial, in: WerkstattGeschichte 83, 2021, S. 9-15, hier S. 12.

<sup>7</sup> Alain Corbin, Wunde Sinne. Über die Begierde, den Schrecken und die Ordnung der Zeit im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1993, S. 203.

<sup>8</sup> Vgl. Andreas Reckwitz, Sinne und Praktiken. Die sinnliche Organisation des Sozialen, in:

Wenngleich Hoffmann seit 1926 selbst in Altona lebte, blickte der gebürtige Brandenburger als Archivar, Schriftleiter und Theaterwissenschaftler auf die Stadt.<sup>9</sup> Vielleicht hatte er sie regelmäßig als Flaneur durchwandert und erfahren; die männlich-weiße, bildungsbürgerliche Perspektive konnte er indes nicht verlassen. Seine Lebenswelt zwischen Palmaille und Elbchaussee hatte nur wenig gemein mit der des proletarisch dominierten Hafen- und Altstadtgebietes, das von einfachen Handwerkern, Arbeitern und Tagelöhnern dominiert wurde. Nicht nur ihm bot das multikulturelle und zügellos erscheinende Treiben in diesen Vierteln einen offenbar verlockenden Kontrast, wie die Vielzahl der Berichte solcher Art vermuten lässt. Aus dieser Perspektive wurde das Grenzviertel von Altona und Sankt Pauli seit der Wende zum 20. Jahrhundert vor allem als Andersort wahrgenommen, als „Heterotopie“ im Foucaultschen Sinne.

In diesem Beitrag möchte ich zwei verschiedenen, aber miteinander verknüpften Thesen nachgehen: Die erste geht davon aus, dass es insbesondere Praktiken der Sinneswahrnehmung waren, die im Falle des Grenzviertels eine grundlegende Bedeutung für die Konstruktion von Andersartigkeit hatten. Die zweite spricht den beschriebenen sinnlichen Reizen zugleich eine Schlüsselrolle für die Identitätsbildung in einem Stadtraum zu: und zwar einerseits in der Funktion eines positiv konnotierten Selbstbildes für die Bewohner\*innen und andererseits als Imagefaktor zur Vermarktung eines Stadtbildes. Schließlich möchte ich von den bisherigen Forschungen ausgehend erörtern, welche Herausforderungen und Potenziale eine Beschäftigung mit den Sinnen für zukünftige stadthistorische Forschungen mit sich bringt.

## *2. Übertragungsstörungen: Zur Historisierung der Sinneswahrnehmung*

Im Mittelpunkt der folgenden Untersuchung werden literarische Quellen, journalistische Reportagen und schriftliche Lebenserinnerungen stehen – Textgattungen, die in der Regel nicht das Alltagserleben der Bewohner\*innen widerspiegeln, sondern einen Blick von außen auf diesen Ort und seine Menschen werfen. Die mehrheitlich proletarische Bevölkerung des Grenzgebietes hinterließ vergleichsweise wenige schriftliche Quellen. Nur vereinzelt lassen sich anhand von Egodokumenten belastbare Aussagen über die Innenwahrnehmung

Hanna Katharina Göbel/Sophia Prinz (Hrsg.), *Die Sinnlichkeit des Sozialen: Wahrnehmung und materielle Kultur*, Bielefeld 2015, S. 441-455; Bärbel Kuhn/Astrid Windus, *Sinnliche Wahrnehmungen in der Geschichte. Zur Einführung*, in: Dies. (Hrsg.), *Geschichte für Augen, Ohren und Nasen. Sinnliche Wahrnehmungen in der Geschichte*, St. Ingbert 2016, S. 9-16 sowie Fehleemann/Mecking, Editorial, S. 11 f.

<sup>9</sup> Vgl. Matthias Schmooch, Paul Theodor Hoffmann, in: Franklin Kopitzsch/Dirk Brietzke (Hrsg.), *Hamburgische Biographie*, Bd. VIII, Göttingen 2023, S. 218-220.

dieser Stadtviertel treffen.

Über die textliche Dimension hinaus versprechen insbesondere Bilder einen vergleichsweise direkten Zugriff auf die Wahrnehmung der Stadt. In diesem Zusammenhang können Fotografien dazu beitragen, den visuellen Reizen städtischer Räume nachzuspüren. Auch Geräusch- oder Geruchsquellen, tastbare oder geschmackliche Stimulanzien lassen sich zumindest errahnen oder lokalisieren. Im Sinne einer Visual History ist auch hier allerdings eine stetige Kontextualisierung in Bezug auf die Anfertigungsumstände und Kompositionen der Bilder vonnöten.<sup>10</sup> Beispielhaft sollen in dieser Untersuchung einzelne Aufnahmen des Altonaer Fotografen Emil Puls herangezogen werden, dessen Nachlass im Altonaer Museum überliefert ist.

Die Künstlerin Elfriede Lohse-Wächtler gehörte zu denen, die das Grenzgebiet in ihren Werken verarbeiteten. Am Ende der 1920er Jahre verbrachte sie als alleinstehende Frau zahlreiche Nächte in den Straßen und Lokalitäten von Altona und Sankt Pauli. Auch ihre Bilder aus dem Grenzviertel sind nicht als visuelle Impressionen lesbar, sondern übersetzen sinnliche Wahrnehmungen in stark überzeichnete farbliche Szenerien. Sie lassen Erfahrungen von Rausch und Vergnügen, düsterer Einsamkeit und sexueller Übergriffigkeit errahnen.<sup>11</sup>

Gemeinsam ist diesen Quellen, dass es sich um Übertragungen handelt. Ein originäres Nachempfinden der Wahrnehmung historischer Protagonist\*innen ist uns nicht möglich. Wir sind auf ihre in Sprache, Schrift oder Bildern kodierten Übersetzungen angewiesen. Metaphorische Beschreibungen von Gerüchen sind an zeitgenössische Vergleichsmöglichkeiten gebunden, die sich retrospektiv nicht replizieren lassen. Auch akustische Quellen werden nicht unverfälscht transportiert, sondern sowohl von den Möglichkeiten der Aufnahmetechnik als auch ihrer Wiedergabe beeinflusst. Selbst Sachquellen altern mit der Zeit; noch immer an ihnen haftende Gerüche haben sich möglicherweise verändert oder an Intensität verloren.

<sup>10</sup> Vgl. überblicksweise Gerhard Paul, Visual History (Version: 3.0), in: Docupedia-Zeitgeschichte, 13.03.2014, <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.558.v3> [09.12.2025]; zu fotografischen Quellen in der Stadtgeschichte vgl. auch Katharina Steiner, Stadtfotografie als historische Quelle. Wilhelm Giesbrechts Neapel-Erkundungen mit der Kamera, in: Foto-geschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie 131, 2014, S. 5-12.

<sup>11</sup> Vgl. bspw. Ernst-Barlach-Haus (Hrsg.), Elfriede Lohse-Wächtler: „Ich als Irrwisch“. Hommage zum 125. Geburtstag, Hamburg 2024 sowie Daniela Weichstock, Elfriede Lohse-Wächtler (1899-1940). Geschätzt – geächtet – verfolgt, Diss. Mainz 2019, S. 54-62.

### 3. Die Sinne als Forschungsfeld

Wie bereits angedeutet, ist die Sinnesgeschichte kein neuartiger Ansatz. Insbesondere die französische Annales-Schule nahm sich dem Thema frühzeitig aus einer mentalitätshistorischen Tradition an.<sup>12</sup> Mit Blick auf die hier herangezogenen Quellen sind jedoch auch die Literaturwissenschaften von Bedeutung, die sich in den frühen 1990er Jahren verstärkt mit der sinnlichen Großstadt-wahrnehmung befassten.<sup>13</sup> Nachdem zur Jahrtausendwende die Visual History an Einfluss gewann, ist in der Stadtgeschichte inzwischen vor allem ein „acoustic turn“ spürbar. In den vergangenen Jahren widmeten sich auch zahlreiche deutschsprachige Arbeiten den städtischen Soundscapes, wie unter anderem ein Sonderheft dieser Zeitschrift bezeugte.<sup>14</sup> Für Hamburg, Sankt Pauli und Altona hat Lars Amenda hierzu wichtige Grundlagenarbeit geleistet.<sup>15</sup>

Auch die Medizingeschichte hat den Themenkomplex vergleichsweise früh für sich entdeckt. In seiner „Geschichte der Sinne“<sup>16</sup> betonte Robert Jütte ähnlich wie Alain Corbin die enge Verbindung sinnlicher Eindrücke mit Konzepten von Hygiene, Gesundheit und Krankheit. Nicht zuletzt fußte die Miasmentheorie auf der Vorstellung, Seuchen verbreiteten sich über üble Dünste aus dem Boden. Der folgerichtig als „Sanierung“ bezeichnete Abriss altstädtischer Elendsviertel wurde noch bis weit in die bakteriologische Ära mit dem Hinweis auf den krankmachenden Gestank in Gassen und Hinterhöfen legitimiert.<sup>17</sup>

Ein Blick auf die jüngsten Veröffentlichungen verdeutlicht, dass zuletzt das

<sup>12</sup> Einen hervorragenden Überblick zur Entwicklung der sensory studies liefert Mark M. Smith, *A sensory history manifesto*, Pennsylvania 2021, S. 7-34.

<sup>13</sup> Vgl. Manfred Smuda (Hrsg.), *Die Großstadt als „Text“*, München 1992; Sabina Becker, *Urbanität und Moderne. Studien zur Großstadt-wahrnehmung in der deutschen Literatur 1900–1930*, St. Ingbert 1990; Susanne Hauser, *Der Blick auf die Stadt: semiotische Untersuchungen zur literarischen Wahrnehmung bis 1910*, Berlin 1990.

<sup>14</sup> Die Zahl der Publikationen ist inzwischen kaum überschaubar, beispielhaft seien hier einige Sammelbände und Themenhefte genannt: Anna Langenbruch (Hrsg.), *Klang als Geschichtsmedium: Perspektiven für eine auditive Geschichtsschreibung*, Bielefeld 2018; Gerhard Paul/Ralph Schock (Hrsg.), *Sound der Zeit: Geräusche, Töne, Stimmen. 1889 bis heute*, Göttingen 2014; Sabine Mecking (Hrsg.), *Themenschwerpunkt Sounds of the Towns – Stadt und Musik*, in: *Moderne Stadtgeschichte* 48:1, 2017; Ludolf Kuchenbuch/Jan-Friedrich Missfelder (Hrsg.), *Thema: Sound*, in: *Historische Anthropologie* 22:3, 2014.

<sup>15</sup> Vgl. Lars Amenda, *Hafenklang. Zur akustischen Geschichte Hamburgs 1880 bis 1930*, in: Dirk Hempel/Ingrid Schröder (Hrsg.), *Andocken. Hamburgs Kulturgeschichte 1848 bis 1933*, Hamburg 2012, S. 462-472 sowie Ders., *Der Sound von Altona. Eine kleine Sinnesgeschichte*, in: *Altona Magazin* 27, 2025, S. 26-30.

<sup>16</sup> Vgl. Robert Jütte, *Die Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace*, München 2000.

<sup>17</sup> Ebd., S. 227-229.



Riechen eine gewisse Konjunktur in der historischen Forschung erfahren hat.<sup>18</sup> Dabei wurde die Bedeutung der olfaktorischen Wahrnehmung insbesondere als Auslöser für Emotionen betont. Es überrascht insofern nicht, dass gerade die Körpergeschichte und die Emotionsgeschichte dieses Thema für sich entdeckt haben.<sup>19</sup> Die Kulturwissenschaftlerin Monique Scheer hat dazu angeregt, sowohl die sinnliche Wahrnehmung als auch das Fühlen als aktive Praktiken zu verstehen, die Emotionen hervorbringen und gestalten – „something we do – and that we do with our entire bodies“.<sup>20</sup> Eine solche praxeologische Perspektive neigt jedoch dazu, die unwillkürliche Dimension der Sinneswahrnehmung zu unterschätzen: Gerüche beispielsweise lösen ihre Wirkungen bereits aus, bevor sie reflektiert werden können, also quasi un- oder unterbewusst.<sup>21</sup> Als Forschungsgegenstand für Historiker\*innen sind sie dementsprechend schwer fassbar. Hinzu kommt hier im besonderen Maße das Problem der sogenannten Adaptation, der Nichtwahrnehmung bei Gewöhnung. Wer sich sprichwörtlich in seinem üblichen Dunstkreis bewegt, nimmt selbst penetrante Gerüche nicht mehr wahr, während Fremde sie als unerträglich empfinden können.

#### *4. Die Großstadt als Moloch: Kulturkritik und Degenerationsängste*

Mit den sinnlichen Zumutungen urbaner Lebensräume beschäftigte sich seit den 1960er Jahren auch die Umweltgeschichte. Ihrem normativen Ansatz blieben jedoch die Zweideutigkeiten in der Wahrnehmung akustischer oder olfaktorischer „Belastungen“ zunächst oft verborgen. Widerstand gegen vermeintlich urbane Übel hatte sich bereits an der Wende zum 20. Jahrhundert formiert. Vor allem der zunehmende städtische Lärm wurde im Zuge einer konservativen Kulturkritik als Degenerationerscheinung thematisiert. Dieser müsse als

<sup>18</sup> Wegweisend für die Geschichtswissenschaften war hier Alain Corbin, der in den 1980er Jahren zugleich Patrick Süskind zu seinem Roman „Das Parfum“ inspirierte. Vgl. Alain Corbin, Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs, Berlin 1984. Zum Forschungsstand vgl. zuletzt: Benjamin Brendel (Hrsg.), Reizende Gerüche, in: WerkstattGeschichte 87:1, 2023; William Tullett, Smell and the Past: Noses, Archives, Narratives, London 2023; Alexander Cowan/Jill Steward (Hrsg.), The city and the senses: urban culture since 1500, Aldershot 2007.

<sup>19</sup> Vgl. hier zum Überblick Jakob Fesenbeckh/Nebhia Guiga, Geschichte der Sinne, in: Johannes Bosch/Jakob Fesenbeckh/Katja Patzel-Mattern (Hrsg.), Studienbuch Körpergeschichte, Heidelberg 2022, S. 105–111.

<sup>20</sup> Monique Scheer, Are Emotions a kind of practice (and is that what makes them have a history)? A Bourdieuan Approach to understanding Emotion, in: History and Theory 51:2, 2012, S. 193–220, hier S. 196. Vgl. auch Dies., Emotion als kulturelle Praxis, in: Hermann Kappelhoff u. a. (Hrsg.), Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch, Berlin 2019, S. 352–362.

<sup>21</sup> Vgl. Günther Ohloff, Düfte. Signale der Gefühlswelt, Zürich 2004, S. 63.

„Schädiger der Großstadtmenschen“ erkannt und bekämpft werden, erklärte im Jahr 1908 der Wiener Journalist Max Winter.<sup>22</sup> Der Kampf gegen die „Lärmpest“ ist hier als Teil eines Diskurses zu verstehen, der das großstädtische Leben als Ursache von „Vermassung“, „Entseelung“ und „Nervosität“ identifizierte.<sup>23</sup> Als Konsequenzen rasch wechselnder Sinnesindrücke deutete auch der Soziologe Georg Simmel 1903 den von ihm beobachteten Wandel des „Geisteslebens“ in den Metropolen.<sup>24</sup> Die hier untersuchten Quellen sind vor diesem Hintergrund zu interpretieren. Ausgangspunkt dieser Berichte war demnach eine sinnliche Wahrnehmung, der wiederum dezidiert bürgerliche Wertmaßstäbe zugrunde lagen. Dazu gehörten insbesondere Ruhe und Sauberkeit als klassische Distinktionsmerkmale zur Abgrenzung von der Arbeiterschicht.

Literarisch-feuilletonistische Betrachtungen der Großstadt nahmen häufig den Blickwinkel des „Flaneurs“ ein.<sup>25</sup> Autoren wie Walter Benjamin nutzten die Anonymität der städtischen Massen, um auf ihren Rundgängen das soziale Geschehen zu beobachten. Hier war es oft der Reiz des Fremdartigen beziehungsweise der „Sensation“ im wahrsten Sinne des Wortes, der die Beobachter in die unbekannten Lebenswelten des Proletariats führte. „Das Leben und Treiben in den neuen Arbeitervierteln [...] musste aus der Perspektive des Bürgertums in der Tat als formlos, zügellos, fremdartig und unheimlich erscheinen“, so der Soziologe Hans-Paul Bahrdt.<sup>26</sup> Der Historiker Chad Heap erfasst dieses Phänomen sexualisierter bürgerlicher Schaulust in den urbanen Armenvierteln der Jahrhundertwende unter dem Begriff „Slumming“.<sup>27</sup> Wie Ilja Srubar festgestellt hat, ist die Formierung eines „soziologischen Blicks“ in diesem Zeitraum im di-

<sup>22</sup> Zitiert nach Peter Payer, *Der Klang der Großstadt. Eine Geschichte des Hörens Wien 1850–1914*, Wien/Köln/Weimar 2018, S. 144.

<sup>23</sup> „Wir sind uns klar, dass die erwähnten Symptome eines entarteten Großstadtlebens nur die Zeichen eines allgemeinen Zerfalls der lebendigen Einheit zwischen unserer äußeren und inneren Welt darstellen, der durch die Rationalisierung und Ver zweckung, die damit einhergehende Entseelung, Entinnerlichung und Vermassung alles Lebens um uns in gegenseitiger Wechselwirkung ausgelöst wurde“, fasste der Stadtplaner Hans Bernhard Reichow diesen Diskurs zusammen. Hans Bernhard Reichow, *Organische Stadtbaukunst. Von der Großstadt zur Stadtlandschaft*, Braunschweig 1948, S. 12.

<sup>24</sup> Vgl. Georg Simmel, *Die Großstädte und das Geistesleben*, in: Ders., *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1995, S. 116–131.

<sup>25</sup> Zur Sozialfigur des Flaneurs in der Stadtgeschichte vgl. u. a. Matthias Keidel, *Die Wiederkehr der Flaneure: literarische Flanerie und flanierendes Denken zwischen Wahrnehmung und Reflexion*, Würzburg 2006 sowie Joachim Schlör, *Nachts in der großen Stadt. Paris, Berlin, London 1840 bis 1930*, München 1991, S. 238–240.

<sup>26</sup> Hans-Paul Bahrdt, *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*, Hamburg 1969, S. 110.

<sup>27</sup> Vgl. Chad Heap, *Slumming: Sexual and Racial Encounters in American Nightlife, 1885–1940*, Chicago 2009.

rekten Zusammenhang mit einer solchen Großstadtwahrnehmung zu verstehen.<sup>28</sup>

##### *5. Das Grenzviertel als sinnliche Heterotopie*

Ein frühes Beispiel für den Blick eines Reisenden auf Sankt Pauli und Altona lieferte der Thüringer Wanderschriftsteller August Trinius, der im Jahr 1892 seinen Weg durch das Viertel schilderte. Bei Einbruch der Dämmerung betrat er von der Hamburger Altstadt aus kommend zunächst den Spielbudenplatz mit seinen mobilen Attraktionen: „Von dem Cirkus Renz her strahlt elektrische Helle. Ihre scharfen Strahlen breiten einen lichten Kranz um den großen Rundbau. Sie schießen blendend wie Blitze zwischen die Budenreihen, das buntverbrämte Elend dieser leinwandumflatterten Kunsthallen noch deutlicher, rücksichtsloser als das goldene Sonnenlicht es that, enthüllend. Wie armselige Bettlerlichtchen nehmen sich dagegen die Petroleumlampen und Stocklaternen aus. Sie kämpfen vergeblich gegen den alles ringsum ertödtenden, vernichtenden Schein des Glühlichtes“.<sup>29</sup>

Nicht zufällig widmete sich Trinius insbesondere dem Licht. Mit der Etablierung der Straßenbeleuchtung im Verlauf des 19. Jahrhunderts hatten sich gänzlich neue Aneignungsmöglichkeiten öffentlicher Räume ergeben.<sup>30</sup> Alexandre Métraux hat diese euphorische Wahrnehmung der städtischen Nächte im Zuge der Elektrifizierung als „Lichtbesessenheit“ bezeichnet.<sup>31</sup> Im Vergnügungsviertel von Sankt Pauli brachte „der gespenstisch fahle Schein“ der Glühlampen vor allem Ungehöriges zutage: „Wo der bunte Lichterglanz nur ganz spärlich hingleitet, da taucht allmählich unheimliches Gesindel auf, geschminkte Dirnen mit ihren Beschützern, die hier etwas abseits dem lauten, lichtfreudigen Treiben gleich gefräßigen Harpyen ihre Opfer an sich reißen. Es sind vom Tage ausgestoßene Kinder der Sünde, welche die hereinbrechende Nacht aus den dumpfen Kellerhöhlen und verrufenen Sahlwohnungen hervorlockte“.<sup>32</sup>

An erster Stelle tritt hier der weibliche Körper als personifizierte Gefahr in Erscheinung, vor allem aber dort, wo die Dunkelheit ihr den nötigen Raum gibt. Zwar dominieren visuelle Reize die Darstellung, doch ist zwischenzeitlich auch

<sup>28</sup> Vgl. Ilja Srubar, Zur Formierung des soziologischen Blickes durch die Großstadtwahrnehmung, in: Smuda, Großstadt als Text, S. 37-52.

<sup>29</sup> August Trinius, Hamburger Schlendertage, Bd. 1, Minden in Westfalen 1892, S. 61.

<sup>30</sup> Vgl. Christof Forderer, Stadtilllumination und Raumerfahrung. Zur Wahrnehmung der beleuchteten Innenstädte seit dem 19. Jahrhundert, in: Weimarer Beiträge 63:2, 2017, S. 187-210.

<sup>31</sup> Alexandre Métraux, Lichtbesessenheit. Zur Archäologie der Wahrnehmung im urbanen Milieu, in: Smuda, Großstadt als Text, S. 13-36.

<sup>32</sup> Trinius, Schlendertage, S. 61.

vom „Opferdampf der Wurstkessel“ die Rede, der zwischen den Buden aufsteigt. Eine akustische Parallelwelt eröffnete sich dem Autor schließlich am Rand der Stadtgrenze: „Draußen hat sich inzwischen völlige Nacht über die Erde gebreitet. [...] Gewaltiger, verwirrender und betäubender in der Vielseitigkeit seiner Töne, ist das Getöse, der unbeschreibliche Lärm, das auf und nieder fluthende Menschengewühl, der Glanz viel tausendfacher Lichter angewachsen. Es ist, als ob die Nacht den Stimmen und Lichterfarben doppelte Kraft, erhöhteren Glanz verliehen hätte. [...] Leierkasten winseln, Trompeten schmettern, Pferdebahnen läuten und pfeifen, und aus den von elektrischem Licht überflutheten Konzertgärten am Eingang zu St. Liederlich hallen süße, berauschende Klänge durch die Zaubernacht. [...] Jauchzende Freude, Farbenschimmer und berückender Lichterglanz, wohin das Auge fällt!“<sup>33</sup>

Trinius liefert hier quasi ein literarisches Sittengemälde von „St. Liederlich“, wie der Volksmund spöttisch sagte. Für Reiseberichte typisch kommt dabei in romantisierter Form die Andersartigkeit des Stadtraums zum Ausdruck: mit seiner Lautstärke, der Beleuchtung und den Lustbarkeiten. Vor allem aber stand das Fehlen eines regelmäßigen Tag-Nacht-Wechsels allen bürgerlichen Tugenden von Ruhe und Ordnung entgegen. Eben dort setzte einige Jahrzehnte später der Schriftsteller Ludwig Jürgens an: „Die Tageszeit spielt keine Rolle, St. Pauli hat seine besondere ‚Tag- und Nachtgleiche‘ – es schläft nicht“, formulierte er in seinem 1930 veröffentlichten Bildband „Sankt Pauli. Bilder aus einer fröhlichen Welt“:

„Schließt morgens um vier die eine Reihe der Lokale, so öffnet die andere ihre Pforten. Orchesterklänge sind morgens um sechs nicht überraschender als nachts um zwei oder mittags um zwölf. Bunter Reigen der Nationen gibt sich vom frühen Morgen bis wieder zum frühen Morgen in den wenigen Straßen dieses Stadtteils ein Stelldichein. Überall Lachen und Freude. Abends lockt und winkt die Flut der tausendfarbigen Lichter, die frohen Gesichter aller sind die sichersten Verführer, fröhlich mit den Fröhlichen zu sein. Ein Mädchenauge, blank und lustig, wer kann ihm widerstehen? Melodien klingen und springen aus den Lokalen, legen sich wie ein goldenes Netz um die Sinne [...]“.<sup>34</sup>

Dass sich die Beschreibungen trotz der akzentuierten Gefahren weitgehend in Bewunderung und Faszination erschöpfen, erlaubte Sankt Paulis gesellschaftlich-räumlicher Ausnahmestatus. Als „Heterotopie“ setzte es die genannten bürgerlichen Normen außer Kraft. Mit diesem Begriff hat der Philosoph Michel Foucault Räume bezeichnet, deren eigenständiges Regelwerk sie von ihrer Umgebung abgrenzt und die als „Gegenplatzierungen oder Widerlager“ inner-

<sup>33</sup> Trinius, Schlendertage, S. 66.

<sup>34</sup> Ludwig Jürgens, Sankt Pauli. Bilder aus einer fröhlichen Welt, Hamburg 1930, S. 4.

halb einer Kultur „gewissermaßen Orte außerhalb aller Orte“ darstellen.<sup>35</sup>

Zugleich ist den zitierten Darstellungen eine dezidiert männliche Perspektive zu eigen, die sich in der zumindest zeitlich und örtlich begrenzten Akzeptanz von sexueller Ausschweifung äußert. Angesichts der nächtlichen Verlockungen wird ein kalkulierter Kontrollverlust als Teil des Abenteuers wahrgenommen.<sup>36</sup> Auch die Verfügbarkeit weiblicher Körper spielt in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle. Eine davon abweichende, kritische Perspektive auf sexuelle Übergriffigkeiten kommt in den Arbeiten Elfriede Lohse-Wächtlers zum Ausdruck. Wenngleich ihr ein „solidarischer Blick“ auf die Prostituierten und sozial Geächteten des Nachtlebens attestiert werden kann, sind ihre Zeichnungen und Aquarelle nicht frei von Rassismen, wie die groteske Darstellung schwarzer Seeleute und ihrer „finsternen Triebenergie“ verdeutlicht.<sup>37</sup>

<sup>35</sup> Michel Foucault, *Andere Räume*, in: Karlheinz Barck (Hrsg.), *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*, Leipzig 1992, S. 34-46, hier S. 39.

<sup>36</sup> In ihrer Untersuchung zum viktorianischen West-End hat Judith Walkowitz die Funktion heterotoper Stadträume als Kulisse für männliche Schaulust, Abenteuer und Selbstverwirklichung herausgearbeitet. Vgl. Judith R. Walkowitz, *City of Dreadful Delight. Narratives of Sexual Danger in Late-Victorian London*, Chicago 1992, S. 10-11. Vgl. auch Dies., *Nights Out. Life in Cosmopolitan London*, New Haven 2012.

<sup>37</sup> *Barlach-Haus, Irrwisch*, S. 10.



„Finkenbude“ Altona Finkenstr. 13. Bes. A. Stuhlmann. 1930. Emil Puls.

**Abb. 2:** Die „Finkenbude“ im Hamburg-Altonaer Grenzgebiet. Fotografie, Emil Puls, 1930. SHMH-Altonaer Museum, Inv.-Nr. AB10077-334. CC BY-NC-ND.

Innerhalb dieses heterotopen Raums befand sich ein weiterer Teil des Grenzgebietes, der in einem gewissen Kontrast zum fröhlich gezeichneten Vergnügungsviertel beschrieben wird: „Etwas Schweres, Düster-Verlorenes lag immer über diesem Stadtteil, seitdem ich ihn kenne“, fasste Hoffmann seine emotional begründete Wahrnehmung in Worte: „Die Häuser, Türen, Fenster, die vorüber-schleichenden Gestalten hatten etwas Gespenstisches. [...] Trödlergeschäfte aller Art, Winkelkneipen, Absteigequartiere reihten sich aneinander. Allerprivatestes, allergeleichgültigstes Treiben mischte sich hier mit geheimnisvollem, schnellverdecktem Tun“.<sup>38</sup>

Gemeint war der Bereich zwischen dem Nobistor und der damaligen Altonaer Altstadt, dessen historischer Kern in den 1920er und 1930er Jahren als „Abruzzenviertel“ zweifelhafte Bekanntheit erlangte. So jedenfalls nannte der Chef der Ordnungspolizei das Viertel mit Blick auf seine renitente und als kriminell geltende Bevölkerung. Noch dazu war das Viertel als kommunistische Hochburg bekannt und nicht zuletzt Schauplatz des „Altonaer Blutsonntags“ von 1932 gewesen. In dieser Gegend hatte sich ein eigentümliches soziales Milieu entwickelt, das von Nachtleben, Hafen, Drogenkonsum und Armut geprägt war.<sup>39</sup> „Das Leben im alten Altonaer Grenzgebiet war hintergründig“, schrieb Paul-Theodor Hoffmann, „auch in des Wortes tieferer Bedeutung. Das Hafenvergnügungsleben hier wie im benachbarten Sankt Pauli war schwer. Schweres Saufen, schweres dumpfes Getränk, Bier und Grog gehörten dazu. Langsam weckbare, dann aber jähe Brutalität war hier zuhause. Im Vergleich dazu war das Nachtleben Berlins beschwingter, witziger. [...] Hinter dem lockenden Leben stand hier immer drohend der Tod“.<sup>40</sup>

Ähnlich formulierte es Werner Jakstein, der als Altonaer Baupfleger 1940 einen Abgesang auf seine von Niedergang und Sanierungsplänen bedrohte Stadt verfasste. In seinem Buch trat der fiktive Wanderer hinter den „grellen Farbanstrichen“ und „schreienden Reklamen“ der Großen Freiheit ins Grenzgebiet: „Hier leuchtet noch das trübe Licht einer chinesischen Speisewirtschaft, dort, kaum merkbar, das einer Herberge, der ‚Finkenbude‘, und dann wird alles dunkel und still“.<sup>41</sup>

Berüchtigte Kaschemmen wie die „Finkenbude“ boten neben alkoholischen Getränken billige Übernachtungsmöglichkeiten für Obdachlose an. Zahllose zeitgenössische Berichte erwähnen diese Lokalität.<sup>42</sup> Mit ihrer Klientel galt sie

<sup>38</sup> Hoffmann, Weltenuhr, S. 264.

<sup>39</sup> Vgl. Anthony McElligott, Das „Abruzzenviertel“. Arbeiter in Altona 1918-1932, in: Arno Herzig (Hrsg.), Arbeiter in Hamburg. Unterschichten, Arbeiter und Arbeiterbewegung seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, Hamburg 1983, S. 493-508.

<sup>40</sup> Hoffmann, Weltenuhr, S. 267 f.

<sup>41</sup> Werner Jakstein, Liebe alte Stadt, Hamburg 1940, S. 10.

<sup>42</sup> Hoffmann beschrieb die Finkenbude als „Treffpunkt der lichtscheuen Elemente und eine

den Behörden und der Polizei als Hort der Kriminalität, wie letztlich das gesamte Viertel. Angeblich nutzten viele „lichtscheue Elemente“ die unsichtbare Stadtgrenze, um sich auf der jeweils anderen Seite dem Zugriff der Beamten zu entziehen.<sup>43</sup> Die Beschreibungen verdeutlichen den engen Konnex von Licht und Dunkelheit mit vermeintlicher Sicherheit beziehungsweise latenter Gefahr. Das im doppelten Sinne Zwielfichtige war demnach zugleich Refugium und Bedrohung, ermöglichte in seiner Anonymität denen, die sie suchten, eine gewisse Freiheit als „Kompensationen für das entfremdete Leben“.<sup>44</sup> Naheliegenderweise wurde die flächendeckende künstliche Beleuchtung bereits frühzeitig als Möglichkeit entdeckt, die Dauerpräsenz der Staatsmacht im Stadtraum zu materialisieren. „Eine Straßenlaterne ist billiger als ein Polizist“, hatte ein französischer Abgeordneter sinngemäß festgestellt.<sup>45</sup>

Für die Altonaer und Hamburger Obrigkeit blieb das Grenzquartier noch bis in die NS-Zeit eine Herausforderung. Eine literarische Verarbeitung fand dies 1937 in einem als „Tatsachenbericht“ eines Kriminaloberinspektors der Davidwache betitelten Büchlein. Der Autor Alfons Zech<sup>46</sup>, bekannt für seine Kriminalromane, nahm die Lesenden mit auf einen nächtlichen Kontrollgang: „Wortlos wandern wir durch den Regen, [...] gehen fröstelnd und frierend an den aufgestoßenen Türen der Lokale vorbei, aus denen noch immer unermüdlich das Lärmen der betrunkenen Gäste und das Musizieren der Kapellen herausdringt.

Wir tauchen in einen tiefdunklen Gang unter, überschreiten so die Grenze zwischen Hamburg und Altona. Ein paarmal flammen unsere Taschenlampen auf, denn hier liegen nicht selten die Opfer einer durchzechten Nacht [...]“.<sup>47</sup> Im Verlauf des Rundgangs betritt der Erzähler auch eine hier nicht namentlich erwähnte Herberge: „Durch einen Türspalt dringt ein dünner Lichtstrahl. [...] Bei unserem Auftauchen sitzen ein paar Männer in abgerissener Kleidung in dem kleinen, mit einer stickigen, widerlichen Luft erfüllten Raum. [...] Unten in ei-

schlimme Hehler- und Kuppelzentrale“, Hoffmann, Weltenuhr, S. 262. Auch Kurt Tucholsky und Hans Leip gingen namentlich auf das Lokal ein. Vgl. Hans Leip, Bordbuch des Satans. Eine Chronik der Freibeuterei vom Altertum bis zur Gegenwart, Berlin 1961, S. 384; Kurt Tucholsky, Auf der Reeperbahn nachts um halb eins 1927/28, in: Henning Berkefeld (Hrsg.), Hamburg in alten und neuen Reisebeschreibungen, Düsseldorf 1990, S. 227-231, hier S. 227.

<sup>43</sup> Vgl. Hoffmann, Weltenuhr, S. 262.

<sup>44</sup> Forderer, Stadttillumination, S. 194.

<sup>45</sup> Zitiert nach Forderer, Stadttillumination, S. 192.

<sup>46</sup> Vgl. zu Zech auch Lars Amenda, Migration und Kriminalisierung. Das "Chinesenviertel" in Hamburg-St. Pauli und der Unterhaltungsroman "Begegnung auf der Landstraße" (1936) von Alfons Zech, in: Informationen zur schleswig-holsteinischen Zeitgeschichte 46, 2005, S. 92-119.

<sup>47</sup> Alfons Zech, St. Pauli: Davidwache; Tatsachenbericht nach d. Aufzeichnungen d. Kriminaloberinspektors i.R. W. Ramming, Hamburg 1937, S. 58 f.



ner Atmosphäre, die einem den Atem raubt, nächtigen in mehreren Kellerlöchern in schiffskojenähnlichen Betten eine Anzahl Leute. Die stickige Luft jahrelang getragener Lumpen, unerträglicher Tabaksqualm und andere Gerüche benehmen einem den Atem. Was wir hier sehen, ist grauenhaftes Elend und Verkommenheit“.<sup>48</sup>

Die typischen Merkmale des Unmoralischen und der Kriminalität sind hier wiederum eng gekoppelt an bestimmte Sinneseindrücke: Dunkelheit, verschwiegene Flüstern und Gestank. Zechs Erzählung dient sich in ihren Urteilen bereits unverkennbar der nationalsozialistischen Ideologie an. Die Beschreibungen stehen zugleich in der Tradition der sogenannten Slumreportage, die sich seit der Jahrhundertwende als internationales Phänomen identifizieren ließ. Oft eigneten sich die wohl­tätig motivierten Autor\*innen die latent voyeuristischen Neigungen der Rezipient\*innen an. Zu den bekanntesten Beispielen gehören die Berichte der Schweizer Journalistin Else Spiller, die im Auftrag der Heilsarmee die „Schlammviertel“ europäischer Großstädte besuchte. Ihr Bericht aus einer Kaschemme auf Sankt Pauli gleicht der Darstellung Zechs bis in die Details, wenngleich er stärker von den moralisierenden Diskursen der Erweckungsbewegung dominiert ist.<sup>49</sup>

## 6. Exotismus versus Binnenwahrnehmung

Neben der sozialen und sexuellen Devianz war es vor allem die Anwesenheit von Ausländer\*innen beziehungsweise die ethnische Diversität des Viertels, die Misstrauen erweckte und mehr oder weniger direkt mit Kriminalität, Drogenkonsum und deviantem Verhalten verknüpft wurde.<sup>50</sup> Während in der Altonaer Altstadt zahlreiche Sinti und Roma lebten, war Sankt Pauli für seinen chinesischen Bevölkerungsanteil berüchtigt. Auch davon zeugen zahlreiche Berichte, deren Darstellung zugleich von rassistischen Ressentiments und einer gewissen Faszination geprägt sind: „Die Schmuckstraße ist als Chinaviertel von St. Pauli geheimnisvoll und rätselhaft wie das große Mutterland im fernen Osten“, heißt

<sup>48</sup> Zech, St. Pauli, S. 69 f.

<sup>49</sup> Else Spiller, Slums. Erlebnisse in den Schlammvierteln moderner Großstädte, Aarau/Leipzig/Wien 1911, S. 134 f. Zum Typus der Slumreportage vgl. Johannes Richter, „Gute Kinder schlechter Eltern“. Familienleben, Jugendfürsorge und Sorgerechtsentzug in Hamburg, 1884–1914, Wiesbaden 2011, S. 64–72.

<sup>50</sup> Auf diese Verknüpfung in der öffentlichen Wahrnehmung haben auch Stefan Wulf und Heinz-Peter Schmiedebach hingewiesen. Der „Finkenbude“ wurde dabei eine zentrale Rolle zugesprochen. Vgl. Stefan Wulf/Heinz-Peter Schmiedebach, Rausch – Sucht – Wahnsinn. Die Hamburger Drogenszene auf St. Pauli in den 1920er-Jahren, in: Beate Binder/Cornelius Borck/Volker Hess (Hrsg.), Wahnsinnsgefüge der urbanen Moderne: Räume, Routinen und Störungen 1870–1930, Wien/Köln/Weimar 2018, S. 195–228.

es beispielsweise bei Ludwig Jürgens: „Bilder von weltferner Seltsamkeit und packendem Zauber. Tempelbäume und Pagoden, Dschunken, Seidengewänder, bronzene Kulikörper, sonderbar geschweifte Dächer, Bambusgeräte, matt leuchtende Laternen, ewig lächelnde, unenträtselbare freundliche Gesichter. Mädchenlachen steigt auf wie rieselnde Perlen, verstummt, ein Donner rollt polternd die Bilder hinweg, eine riesige Opiumpfeife schwellt plötzlich geheimnisvoll im Dunkeln, ein schmallippiger Mund trinkt gierig süßes, berauschesndes Gift und darüber blitzen zwei lackdunkle Schlitzaugen wie ein Rätsel. [...] Kein Europäer durchdringt jemals den Schleier, der über Wesen und Art der chinesischen Seele gebreitet ist. [...] Die Schmuckstraße ist ihnen Heimat in Hamburg und das Geheimnis dieser schmalen, stillen Seitenstraße ist vielleicht das größte Rätsel Hamburgs in St. Pauli“.<sup>51</sup>

Die wohlwollenden Schilderungen täuschen an dieser Stelle über die latente Kriminalisierung der chinesischen Migrant\*innen im Zusammenhang mit der Bekämpfung des Opiumhandels hinweg. Die brutalen polizeilichen Maßnahmen der 1920er Jahre mündeten schließlich in die nationalsozialistische Verfolgung. 1944 wurden die im Viertel Verbliebenen im Zuge der „Chinesenaktion“ verhaftet und in Konzentrationslager verbracht.<sup>52</sup>

Die genannten Beispiele deuten ein weiteres Quellenproblem der historischen Großstadterfahrung an. So wird die Sinneswahrnehmung meist nur bewusst reflektiert, wenn sie das Gewohnte verlässt – sowohl lokal als auch kulturell. Nicht nur die Schilderungen aus der Schmuckstraße haben daher den Charakter von Reiseberichten, die sich mit fernen Ländern und fremden Kulturen beschäftigen. Wenngleich die Oral History-Arbeit von Stadtteilarchiven inzwischen auch das Leben der einfachen Bevölkerung beleuchtet hat, sind Alltagsquellen zu diesem Thema rar gesät. Nur selten gehen Zeitzeug\*innen in ihren Lebenserinnerungen auf ihre sinnliche Wahrnehmung der proletarischen Lebens- und Arbeitswelten ein.<sup>53</sup>

Einem Zeitzeugen ist von seiner Jugend auf St. Pauli besonders die Dunkelheit der engen Wohnquartiere in Erinnerung geblieben: „Das waren dunkle, furchterregende Stiegenhäuser mit knarrenden alten Bohlen und Dielen. [...] Der Dreck frass sich so fest, daß man ihn mit einer Bürste und grüner Seife losmachen musste. [...] Meistens waren diese Treppenhäuser wie gesagt dunkel.

<sup>51</sup> Jürgens, Sankt Pauli, S. 13 und 18.

<sup>52</sup> Vgl. Lars Amenda, *Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897–1972*, München 2006.

<sup>53</sup> Im Falle Altonas beherbergte das westlich gelegene Ottensen den Großteil der Industriebetriebe, während die Altstadt in erster Linie Wohnstätte der dort und im Hafen Arbeitenden war. So betreffen die Schilderungen vom Dunst der Fischräuchereien oder dem Hämmern und Kreischen der Maschinen meist den Nachbarstadtteil. Vgl. Stadtteilarchiv Ottensen, Bestand „Erzählte Geschichte“.

Wir hatten das Glück in einem Haus zu wohnen dessen Treppenhaus Fenster nach aussen hatte, sogar nach vorne. Aber die waren so blöde eingesetzt daß die Treppe doch meistens halbdunkel war. Sobald es nun ganz dunkel wurde, etwa im Herbst oder Winter, brannte auf der Treppe eine Gasfunzel, aber nur so hell daß man gerade noch die Treppe erkennen konnte“.<sup>54</sup> Im Gegensatz zum öffentlichen Bild war es ihm aber wichtig, die Bewohner\*innen seines Stadtteils als anständige und ehrbare Menschen zu beschreiben, wie er mehrfach betonte. Auch Paul-Theodor Hoffmann hielt es mitunter für nötig, solche Hinweise zur Ehrenrettung des Viertels einfließen zu lassen.<sup>55</sup> Notwendig war dies offenkundig, wie ein Bericht zur „sozialen Gliederung der Altonaer Bevölkerung“ von 1928 bezeugt: „Es ist erklärlich, daß dieses den fragwürdigen Belangen des Hafenstädekomplexes an der Unterelbe dienende Gebiet sein Gepräge durch das Dirnenunwesen und den Nachtbetrieb erhält“, heißt es dort über das Grenzgebiet: „Das gilt sowohl rein äußerlich für das Bild, das sich dem Beschauer bietet [...], als auch für den Charakter der Bevölkerung. [...] Verstärkt wird dieser Eindruck des Abends noch durch eine entsprechende Beleuchtung und eine nervenaufpeitschende Musik. [...] Wenn dieses ‚dunkle‘ Viertel schon rein äußerlich einen solchen Anblick bietet, so kann es nicht mehr verwundern, wenn die Bevölkerung diesem Milieu entspricht“.<sup>56</sup>

Zwangsläufig geriet das Quartier frühzeitig in den Fokus der Stadtplaner. In den 1920er Jahren wurden weite Teile des Viertels als Sanierungsgebiet ausgewiesen. Anders als Hamburg mit seinen Gängevierteln setzte Altona zunächst nicht auf einen vollständigen Abbruch. Einzelne öffentliche Neubauten sollten als „Quellen geistiger und sittlicher Kräfte“ ihre „klärende und reinigende Macht ausstrahlen“.<sup>57</sup> Die Strategie änderte sich mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten. 1934 wurde ein erster Teil des Viertels unter dem Einsatz von Reichswehreinheiten abgerissen.<sup>58</sup> Zur geplanten Totalsanierung kam es indes nicht mehr. Im Zweiten Weltkrieg wurde die von Fachwerk durchsetzte Al-

<sup>54</sup> Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg, Werkstatt der Erinnerung, 275; Karl-Heinz de Groot „Erinnerungen“, Hamburg 1984, S. 21.

<sup>55</sup> „Und doch gab es in unmittelbarer Nähe Wohnstätten der Ehrbarkeit und alter bürgerlicher Kultur sowie Zeugen soliden Handwerks“, erklärte Hoffmann beispielsweise zum Umfeld der Finknbude. Hoffmann, Weltenuhr, S. 262.

<sup>56</sup> Heinz Kaufmann, Die soziale Gliederung der Altonaer Bevölkerung und ihre Auswirkungen auf das Wohlfahrtsamt, Altona 1928, S. 63.

<sup>57</sup> Paul Theodor Hoffmann, Neues Altona 1919-1929. Zehn Jahre Aufbau einer deutschen Großstadt, Jena 1929, S. 84.

<sup>58</sup> Vgl. Christoph Timm C, „... die Kraft des freien Westens“. Neu Altona – Wiederaufbau als Stadtanierung, in: Axel Schildt/Arne Sywottek (Hrsg.), Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt am Main 1988, S. 461-493, hier S. 466.

tonaer Altstadt weitgehend zerstört. Ein großer Teil des Grenzgebiets zu Sankt Pauli blieb hingegen von den Bombenangriffen verschont.

Dies galt jedoch nur vorübergehend, denn die großangelegten Stadtumbaupläne der Nachkriegszeit setzten eben dort an, wo die Sanierung vor dem Krieg stecken geblieben war. Trotz anhaltender Wohnungsnot sollte die vorhandene Bausubstanz aus „wohnhygienischen Gründen“ alsbald abgebrochen werden.<sup>59</sup> In der Kampagne zur Begleitung des „Neu-Altona“-Projekts wurde der Gegensatz der alten zur neuen Stadt beispielhaft am Kontrast von Licht und Schatten, frischer Luft und Gestank sowie Lärm und Ruhe dargestellt.<sup>60</sup> Die „neue Stadt“ symbolisierte in ihrer „überschaubaren“ Ordnung die Abkehr von den zahllosen sündigen Verlockungen des alten Altona. Mit ihren funktional getrennten Wohnstraßen schufen die Stadtplaner bewusst reizarme Umgebungen. Als sich in den 1960er Jahren Kritik an der „Unwirtlichkeit unserer Städte“ regte, beklagten Autoren wie Alexander Mitscherlich und Wolf Jobst Siedler nicht zuletzt den Verlust des Straßenraums als Ort der sinnlichen Erfahrung.<sup>61</sup>

<sup>59</sup> Vgl. hierzu Henrik Eßler, „Aus wohnhygienischen Gründen alsbald zu ersetzen“ – Städtebau und Hygiene in Altona am Beispiel der südlichen Holstenstraße, in: Rainer Fehr/Alf Trojan (Hrsg.), Nachhaltige StadtGesundheit Hamburg II. Neue Ziele, Wege, Initiativen, München 2022, S. 50-60 sowie Ders., Ungeliebte alte Stadt. Stadtwahrnehmung und Sanierungspraxis in Altona im 20. Jahrhundert, in: Hans-Jörg Czech u. a. (Hrsg.), 350 Jahre Altona – Von der Verleihung der Stadtrechte bis zur Neuen Mitte (1664-2014), Dresden 2015, S. 264-275.

<sup>60</sup> Vgl. Arthur Dähn, Neu-Altona. Planung zum Aufbau und zur Sanierung eines kriegszerstörten Stadtkerngebietes in der Freien und Hansestadt Hamburg, Hamburg 1958.

<sup>61</sup> Vgl. Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden, Frankfurt am Main 1965; Wolf Jobst Siedler/Elisabeth Niggemeyer, Die gemordete Stadt. Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum, Berlin 1964.



**Abb. 3:** Fischmarkt am Sonntagmorgen. Fotografie, Emil Puls, 1920er Jahre. SHMH-Altonaer Museum, Inv.-Nr. AB10077-453. CC BY-NC-ND.

## 7. Zwischen Identitätsstiftung und Othering

Allerdings wurde die lebhafteste, ungeordnete und exotische Großstadtkultur vonseiten der politisch Verantwortlichen nicht prinzipiell abgelehnt. Wie Lars Amenda betont hat, wurden besonders die typisch maritimen Sinneseindrücke schon frühzeitig als identitätsprägende, sinnstiftende Elemente entdeckt.<sup>62</sup> Für eine schmuckvoll publizierte Selbstdarstellung ließ die Stadt Altona im Jahr 1928 zahlreiche Schriftsteller und Künstler über ihre Eindrücke berichten.<sup>63</sup> Die Veröffentlichung lässt sich als frühes Zeugnis eines modernen Stadtmarketings interpretieren. „Es gibt kaum etwas Lebendigeres, als das Antlitz eines großen Stromes“, heißt es beispielsweise bei Harry Reuß-Löwenstein, der als Maler und Publizist bekannt war: „Unsere Elbe, im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, in Sonntagsstille oder im großen Gebrause der Arbeit [...]. Von jenseits, aus dem Gewirr von Kränen, ragenden Hellingern, die mit ihrem gigantischen Gitterwerk Maschinenhallen, rauschende Werftschlote und die Leiber bunter Ozeandampfer in den Trockendocks zu einer seltsamen Stadt zusammenschließen, klingt tausendfach das hallende Hämmern und metallische Pochen, mischt es sich mit Sirenengeheul und Dampferpfeifen dem Rauschen des Stromes“.<sup>64</sup>

Nicht nur das Pfeifen der Nebelhörner wurde hier also als Teil der Hafenromantik vereinnahmt, sondern auch industrielle Arbeitsgeräusche, deren Anwesenheit andernorts als Belastung verbucht worden wäre – vom beißenden Rauch der Schlote ganz zu schweigen.

Zu den im Buch geschilderten Sehenswürdigkeiten gehörte aber auch der Fischmarkt „mit seinem Volksgemurmel und buntem Durcheinander von Fischen, Blumen und Menschen“, dessen Darstellung dem Journalisten Edgar Walsemann anvertraut wurde. Auffälligerweise sparte er dabei auch das andernorts verteilte Milieu der umliegenden Wohnviertel nicht aus, sondern vereinnahmte es explizit als Teil des versprochenen Abenteuers: „Es lässt sich nicht leugnen: der Weg dorthin führt nicht gerade über die vornehmsten Promenaden der Stadt, sondern durch ein älteres Viertel, das abwechselnd von kleinen, altersschwachen Häusern und himmelhohen Speichern gebildet und zum Teil von Italienern und Original-Zigeunern bewohnt wird. Demzufolge macht sich in der Gegend des Fischmarktes stets ein charakteristischer Geruch nach Tran, Melasse, Teer, Pflaumen, Baumwollsaatmehl, Essig, Fisch und klei-

<sup>62</sup> Vgl. Lars Amenda, Ankerplatz der Freude. Maritime Bilder und Inszenierungen St. Paulis von den 1890er bis zu den 1960er Jahren, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 95, 2009, S. 111-142.

<sup>63</sup> Vgl. Matthäus Becker (Hrsg.), Die Stadt Altona, Berlin 1928.

<sup>64</sup> Harry Reuß-Löwenstein, Der Strom, in: Becker, Altona, S. 113-117, hier S. 113.

nen Kindern bemerkbar. [...] Dies ist die Atmosphäre“.<sup>65</sup>

Die sinnlichen Reize des Hafens und seiner anliegenden Viertel waren nicht nur für Zugereiste ein wichtiges Identifikationsmerkmal. Auch in den Erinnerungen von Anwohner\*innen finden sich entsprechende Hinweise: „Wenn ich ab und zu die Augen schließe, [...] dann sehe ich dieses herrliche Hafenpanorama vor mir“, heißt es etwa bei dem bereits zitierten Karl-Heinz de Groot: „Ich höre das Geschrei der ‚Hafenrundfahrer‘, die Lockrufe der Touristenphotographen, Andenkenverkäufer, und ich sehe das Gewimmel der unzähligen Menschen, die den Hafen bevölkern. [...] Die vielen fremden Sprachen die man hörte. Der Geruch von Öl und Teer, das war eine Welt für sich“.<sup>66</sup> An warmen Sommermorgen seien die Nebelhörner bis in sein Zimmer gedrongen: „Für manche Menschen mag das Lärm sein. Für mich war und ist es Musik“.<sup>67</sup>

Sinnliche und emotionale Faktoren sind für die Schaffung von Gemeinschaft bedeutsam, wie Jan Süselbeck konstatiert. Demnach konstruiert sich „unser erinnerndes und fühlendes Ich anhand in bestimmten Wir-Gruppen ausgehandelter Semantiken, emotional regimes und feeling rules, um so etwas wie eine Identität innerhalb dieser Kollektive zu formen“.<sup>68</sup> Um ein solches Eigenes zu entwerfen, werde zugleich stets ein Anderes „im Sinne eines distanzierenden Otherings als negatives Gegenbild“ entworfen. Beides kommt in Bezug auf Altona und Sankt Pauli zum Tragen. Während die Andersartigkeit ihrer Lebenswelt von den Bewohner\*innen bisweilen sogar stolz betont wurde,<sup>69</sup> steht der Exotismus der Außenwahrnehmung im Spannungsfeld von Faszination und Abscheu. Das beschriebene Grenzviertel wurde daher aus einer bürgerlichen, männlich-weißen Perspektive zunächst als Schauplatz für persönliche Abenteuer geduldet und spätestens in den 1920er Jahren auch für wirtschaftliche Interessen nutzbar gemacht.

Bereits in dieser Zeit wurde allerdings auch der sich wandelnde Charakter des Viertels beklagt. Zugunsten des „amerikanisierten, pariserisch durchbluteten St. Pauli“ mit „Oberbayernrummel, Kinopalästen, stimmungsgeladenen Ballhäusern“ würden „die lustigen Schießstände, die unverfälschten Kneipen in den Seitenstraßen, die lebensgefährlichen, dürftig beleuchteten Straßenecken“ langsam verdrängt, wie der Hamburgische Correspondent 1926 unter dem Titel

<sup>65</sup> Edgar Walsemann, Vom Fischmarkt in Altona. Momente und Situationen, in: Becker, Altona, S. 125–129, hier S. 126.

<sup>66</sup> De Groot, Erinnerungen, S. 109 f.

<sup>67</sup> Ebd., S. 26.

<sup>68</sup> Jan Süselbeck, Sprache und emotionales Gedächtnis. Zur Konstruktion von Gefühlen und Erinnerungen in der Literatur und den Medien, in: Hermann Kappelhoff u. a. (Hrsg.), Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch, Berlin 2019, S. 282–298, hier S. 288 f.

<sup>69</sup> Zur Kontinuität dieser Identitätsbildung vgl. auch Julia Dombrowski, Die Talstraße: Ort und Identität im Hamburger Hafenviertel St. Pauli, in: EthnoScripts 6:1, 2004, S. 92–109.

„Das sterbende St. Pauli“ konstatierte.<sup>70</sup> Der Rolle eines authentischen Ambientes für den Fremdenverkehr war man sich schon zeitgenössisch bewusst: „Der Vergnügungsunternehmer weiß genau, was [...] sein heutiges Publikum will, wenn er sich St. Paulianisch gebärdet, aber nicht zu sehr, um nicht aus dem Rahmen des ‚Weltstadt‘rummels zu fallen“, so der Autor: „Das große Publikum, für das der Betrieb heute inszeniert wird, hat so lange nichts gegen die Roman-tik einzuwenden, wie sie nicht weh tut“.<sup>71</sup>

Der Stadtraum ist hierbei als soziales Produkt zu verstehen, das in Aushandlungsprozessen diverser Akteur\*innen hervorgebracht wird. Insbesondere heterotopische Räume würden in hohem Maße diskursiv und medial konstruiert, wie Tobias Becker in Bezug auf urbane Vergnügungsviertel festgestellt hat.<sup>72</sup> Dazu trugen in hohem Maße die sinnliche Wahrnehmung und ihre emotionale Verarbeitung bei.<sup>73</sup> Hier gilt es, zwischen dem Vergnügungsviertel um die Reeperbahn und dem vom Hafenmilieu geprägten Altonaer Grenzgebiet zu differenzieren: Als Amüsiermeile erlaubte Sankt Pauli auch einem bürgerlichen Publikum in engen Grenzen das Überschreiten gesellschaftlicher Konventionen, ohne diese insgesamt in Frage zu stellen. Mit seiner kompensatorischen Wirkung kam der Heterotopie auf diese Weise gar eine gesellschaftlich stabilisierende Wirkung zu. Das dunkel-undurchsichtige Grenzgebiet hingegen wurde wiederum eher als Bedrohung wahrgenommen. Zwar versprach das „Slumming“ als sinnliches Erlebnis auch hier erotisch motivierte Abenteuer. Die medial reproduzierte Wahrnehmung einer kriminellen Unterwelt,<sup>74</sup> verbunden mit unregulierter Prostitution und ethnischer Pluralität, ließ jedoch spätestens in den 1930er Jahren eine Umdeutung zur sittlich-hygienischen Gefahr für den „Volkskörper“ zu.

<sup>70</sup> W. A. P., Das sterbende St. Pauli, in: Hamburgischer Correspondent, Nr. 445, 26.09.1926, 3. Beilage, S. 1. Hinter dem Kürzel verbirgt sich vermutlich der Hamburger Schriftsteller Walter Anatole Persich.

<sup>71</sup> Ebd.

<sup>72</sup> Wie Becker herausstellt, evozieren heterotopische Räume spezifische Verhaltensmuster und Praktiken, die jedoch vice versa zu ihrer Konstituierung beitragen. Vgl. Tobias Becker, Das Vergnügungsviertel. Heterotopischer Raum in den Metropolen der Jahrhundertwende, in: Tobias Becker/Anna Littmann/Johanna Niedbalski (Hrsg.), Die tausend Freuden der Metropole. Vergnügungskultur um 1900, Bielefeld 2011, S. 137-167, hier S. 166 f.

<sup>73</sup> Wie zum Beweis wird das Kapitel zu St. Pauli in Hans Erasmus Fischers Kompendium bedeutender Hafenstädte mit einer Beschreibung seiner akustisch-visuellen Reize eingeleitet. Vgl. Hans Erasmus Fischer, Sittengeschichte des Hafens und der Reise. Eine Beleuchtung des erotischen Lebens in der Hafenstadt, im Hotel, im Reisevehikel; die Sexualität des Kulturmenschen während des Reisens und in fremdem Milieu, Wien 1927, S. 15-28.

<sup>74</sup> Vgl. hierzu auch Schlör, Nachts, S. 115-141.



## 8. Ausblick

Der vorliegende Beitrag hat sich in erster Linie über textliche Verarbeitungen einer sinnlichen Wahrnehmung von Altona und Sankt Pauli im frühen 20. Jahrhundert angenähert. Wenngleich sich die Motive der Erzählenden unterschieden, gleichen sich ihre sprachlichen Bilder auf verblüffende Weise. Selbst Kurt Tucholsky fiel es offenkundig schwer, den romantisierenden Blick auf die „tobenden Nächte“ und „bunten Verbrechen“ abzulegen, obgleich er gerade diese beschönigende Sicht auf soziale Missstände kritisierte.<sup>75</sup> Am Ende seines Streifzugs klingt auch ihm noch immer „die wirre Musik von der Reeperbahn nachts um halb“ eins in den Ohren. Zwar eröffnet der Fokus auf das Andersartige die spezielle Sinnlichkeit dieses besonderen Großstadtmilieus, aber er ist eben auf eine bestimmte sowohl bürgerliche als auch weiße und männliche Perspektive begrenzt.

Jenen wortgewaltigen Publikationen stehen wenige Quellen aus dem Inneren des Grenzviertels gegenüber. Hier bedürfte es weiterer Forschungsarbeit, um beispielsweise mithilfe von Egodokumenten eine Binnenwahrnehmung zu rekonstruieren. Eine Chance dazu könnte die Nutzung von citizen science darstellen. In Online-Foren oder Facebook-Gruppen tauschen zahllose Menschen ihre Kindheits- und Jugenderinnerungen aus, die nicht selten mit ganz persönlichen Sinneswelten verknüpft und beschrieben werden. Besonders für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts eröffnet die Einbindung und systematische Auswertung solcher Erfahrungsschätze ein gewisses Potenzial.

Aber auch der Rückgriff auf nichtschriftliche Überlieferungen lässt sich mit Blick auf die sinnliche Wahrnehmung urbaner Räume noch deutlich intensivieren. Akustische, visuelle, haptische und olfaktorische Reize sollten nicht nur übertragen in Text, sondern auch als Tonaufnahmen, Fotografien und Objekte in die Forschung einbezogen werden. Mit ihren spezifischen Materialitäten und Beschaffenheiten können diese die multisensorischen Dimensionen verschiedener Stadträume transportieren. Hier bietet sich beispielsweise die Kooperation mit (Stadt-)Museen an, in deren Depots solche Quellen in vielfacher Form verborgen liegen.

<sup>75</sup> Tucholsky, Reeperbahn, S. 231

**Henrik Eßler**, Dr. phil., ist Sozial- und Wirtschaftshistoriker am Institut für Geschichte und Ethik der Medizin des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf. Seine Arbeitsschwerpunkte sind materielle Kulturen der Medizin, Sinnesgeschichte und Hygienediskurse in der Stadtentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts. Vgl. Henrik Eßler, „Aus wohnhygienischen Gründen alsbald zu ersetzen“ – Städtebau und Hygiene in Altona am Beispiel der südlichen Holstenstraße, in: Rainer Fehr/Alf Trojan (Hrsg.), *Nachhaltige StadtGesundheit Hamburg II. Neue Ziele, Wege, Initiativen*, München 2022, S. 50-60 sowie Ders., *Ungeliebte alte Stadt. Stadtwahrnehmung und Sanierungspraxis in Altona im 20. Jahrhundert*, in: Hans-Jörg Czech u. a. (Hrsg.), *350 Jahre Altona – Von der Verleihung der Stadtrechte bis zur Neuen Mitte (1664-2014)*, Dresden 2015, S. 264-275.  
[h.essler@uke.de](mailto:h.essler@uke.de)